

BRUNO FORTE, Das Wesen des Christentums. Aus dem Italienischen von Karl Pichler (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 5), Freiburg i.Ue. – Stuttgart: Academic Press – Kohlhammer 2006. 144 S., € 16,-. ISBN 3-7278-1537-X / 3-17-019333-3.

Der Autor, seit 2004 Erzbischof von Chieti-Vasto in den Abruzzen, ehemaliger Sekretär der Internationalen Theologischen Kommission des Heiligen Stuhles und Professor für Dogmatik an der Theologischen Fakultät in Neapel, gilt als einer der renommiertesten Theologen Italiens und dank seiner Studien in Tübingen und Paris als wichtiger Vermittler der Theologie diesseits und jenseits der Alpen. Umso aufmerksamer greift man zu seiner kleinen Summe des Glaubens unter dem an Feuerbach (1841), Harnack (1900) und Guardini (1938) erinnernden Titel „Das Wesen des Christentums“. Sie geht auf eine Vorlesungsreihe in der „Aula Joan Maragall“ von Barcelona im Jahr 2002 zurück und soll das aussagen, „was mir in allen meinen Büchern inhaltlich am meisten am Herzen liegt“ (9). Vier Teile und ein Anhang geben eine Antwort auf dieses Ansinnen. Angesichts der Bedeutung Fortes darf es erlaubt sein, im Urteil die kritischen An-

fragen nicht bloß in Nebensätze und Adjektive zu verstecken.

Der erste Teil behandelt die zwei Fragen: Wo stehen wir („Szenarien der Zeit“)? Wer sind wir („Szenarien des Herzens“)? Offensichtlich beinhalten diese Fragen aber keine Situationsanalyse, keine Bestimmung der Zeichen der Zeit und auch keine theologische Anthropologie, sondern eher die zielstrebige Positionierung der Behauptung der „Sehnsucht nach einer Vater-Mutter-Gestalt, die zugleich die Würde der Person, die Freiheit aller und den Sinn des Lebens grundlegt“ (15). Abgesehen von der hier etwas modisch erscheinenden Geschlechtsvermischung vom „mütterlichen Vater“, vom Verlangen „nach einem Schoß, der es umfängt, bewahrt und ihm unermüdlich Leben schenkt“ (21), erscheint die Behauptung überzogen. Weder Befragungen zum Gottesbild noch ein Blick in die philosophische Literatur belegen sie. Zudem wird hier aus der „Metapher“ (19) der väterlich-mütterlichen Gestalt ohne weiteres die Realität „von Gott, der Vater-Mutter aller ist“ (23). Nicht jeder Wunsch nach Halt, nach Anerkennung und Liebe ist schon die Suche nach dem Gott, den der christliche Glaube bekennt. Was wird Feuerbach dazu sagen? Etwas angehängt erscheint auch das Kapitel zum Christentum und den Weltreligionen. Die Forderung nach „Versöhnung zwischen der Kirche und Israel“ (24) ist nur zu berechtigt, die dabei offen bleibende Frage nach dem Verhältnis von Israel und Christus bleibt aber unberührt. Auch die in der katholischen Theologie gerne gebrauchte Denkfigur, Gott, den total Anderen, nach dem Islam vom trinitarischen Gott abzuheben (26), ist seit der Regensburger Vorlesung Benedikt XVI. in ihrer Problematik sichtbar geworden. Dasselbe gilt von der „andauernden Transzendenz des göttlichen Geheimnisses, das – auch wenn es sich in der trinitarischen Offenbarung in der historisch höchsten Form mitgeteilt hat – ‚absolut‘ bleibt und deshalb frei ist, über weitere eventuelle ‚Ökonomien‘ der Selbstmitteilung, wie partiell diese auch sein mögen, zu befinden“ (30). Diese Aussage ist kaum mit der Abgeschlossenheit der Offenbarung in Christus

zu vereinbaren, ebenso wenig mit der Einheit von ökonomischer und immanenter Trinität.

Der umfangreiche zweite, sicher zentrale Teil legt „das Wesen des Christentums“ in biblisch fundierter Theologie trinitarisch aus. Im Mittelpunkt steht der dreifache Exodus des Wortes vom Vater in der ewigen Zeugung, in der Selbstentäußerung durch Inkarnation und Passion und im Heimgang aus der Welt. Auch hier freilich findet sich wieder die christologisch problematische Vorstellung, der Gläubige müsse über das Wort hinausgehen, „indem er auf das zugeht, was jenseits des Gesagten liegt“, „im Hören auf das, was jenseits und hinter ihm steht und tiefer ist als es“ (35). Je ein Kapitel ist dem Vater, dem Heiligen Geist und der Trinität gewidmet. Darin kommt Fortes Grundverständnis des liebenden, gemeinschaftsstiftenden, sich selbst überschreitenden Gottes zum Ausdruck.

Der dritte Teil bezieht das Leben in Christus und in der Kirche auf Glaube, Hoffnung und Liebe. Ihre tiefgründigen Meditationen überzeugen. Freilich begibt sich Forte an einer Stelle unnötig ins existentielle Hasardieren mit der These, der Gläubige sei immer auch ein Atheist, da ein im Glauben Angefochtener (71), und es gebe eine „gleichzeitige Präsenz von Glaube und Unglauben“, die „mit der *Conditio humana* gegeben“ sei (81). Zugleich wird die Freude des Gläubigen an der Wahrheit diskreditiert: „Die illusorische Meinung, angekommen zu sein, das vorgebliche Zufriedengestellt-Sein, vollendet in der eigenen Geschichte, ist die tödliche Krankheit“ (81). Diese Denkfigur lässt sich kaum aus Schrift und Tradition belegen und diskreditiert zudem den Glauben der Kleinen. Recht assoziativ werden Johannes vom Kreuz und Therese von Lisieux mit ihren sehr spezifischen Nachterfahrungen dafür zu Zeugen angerufen. Und *en passant* glaubt Forte damit, den Atheisten als „ein[en] Gläubige[n], der jeden Tag den umgekehrten Kampf lebt, nämlich den Kampf, nicht zu glauben zu beginnen“, vereinnahmen zu können (84).

Der kürzere vierte Teil, vielleicht der originellste, stellt Maria, die schöne Frau, als

Abbild der Schönheit Gottes, die doch das Kreuz einschließt, vor. Ein Anhang positioniert den eigenen Versuch mit den gleichnamigen Werken zum „Wesen des Christentums“ von Feuerbach, Harnack und Guardini. Deren Darstellung ist recht textnah, die Kritik freilich macht es sich bei allen dreien recht leicht. So beschränkt sie sich bei Harnack auf den Vorwurf des unkritischen Bürgertums und des Subjektivismus, der bloßen Innerlichkeit der romantischen schönen Seele, während der Berliner protestantische Theologe z.B. in seiner sechsten Vorlesung von der „tatkraftigen sozialen Botschaft“ des Christentums gesprochen hat, das mit dem Gebot der Nächstenliebe „hineingeleuchtet hat in alle konkreten Verhältnisse des Lebens, in die Welt des Hungers, der Armut und des Elendes“ (*Adolf von Harnack, Das Wesen des Christentums. Mit einem Geleitwort von Wolfgang Trillhaas, Gütersloh*<sup>2</sup>1985, 66). Die von Forte behauptete Unzulänglichkeit Guardinis für heutiges Denken wird nicht recht klar: Meint er die konkrete Füllung des Entwurfs durch eine mehr ins Einzelne gehende Ethik? Oder meint er eine eher kreuzestheologische Fassung des Liebesverständnisses?

Im großen Schwung geht nicht selten die Genauigkeit im Detail unter: Welches altkirchliche Konzil hat die Formel geprägt „Deus passus est“ (54)? Meint Forte das „Dei Verbum carne passum“ der Anathematismen des Cyrill (DS 263) oder einfach das „Unus ex Trinitate passus est“? Augustinus und andere gebrauchen den Ausdruck nur für Christus, nicht aber, wie Forte nahe legt, für den Vater. Überhaupt sollte man Zitate, die ein Argument tragen, nicht bloß wie auf Spruchkarten wiedergeben, so wie dies häufiger geschieht (z.B. das „Ubi amor, ibi oculus“ des Richard von St. Viktor auf S. 55, das sich in Benjamin minor c. 13 findet). Noch grundsätzlicher erscheint die Darlegung der heutigen Welt und ihrer geistigen Strömungen oft zurechtgelegt. Kann man etwa generell von einem Absolutheitsanspruch der modernen Vernunft ausgehen (z.B. 12: „Anmaßung der absoluten Vernunft, jede Dunkelheit besiegen und jede Differenz absorbieren zu können“), der dann

rasch mit Horkheimers und Adornos Dialektik der Aufklärung als Weg in den Totalitarismus verstanden wird: „Das Ganze – so wie es von der Vernunft begriffen wird – bringt den Totalitarismus hervor“ (13)? An Liberalismus, Pragmatismus, Analytische Philosophie u.v.a. kann man sicher manche Anfrage stellen, aber Wegbereiter des Totalitarismus sind sie wohl am wenigsten.

So überzeugt Bruno Fortes Buch wohl nur die schon Überzeugten, und man wird es wohl eher dem Genus von theologischen Meditationen zurechnen – einer Theologie allerdings, die sich gelegentlich auch einmal wieder an die mühsamen Hausaufgaben des rechten Argumentierens setzen sollte.

*Andreas Wollbold*